

Indien:
Krankenwagen
kann rollen

Seite 9

Nepal:
Frauen
ohne Rechte

Seite 10

Deutschland:
Aufgehren
gegen Kinderarmut

Seite 24

Indien

- 4 Brücken bauen
- 6 Christus in indische Symbole eingebettet
- 9 Krankenwagen: Geschafft!

Nepal

- 10 Ohne Schutz, ohne Bildung, ohne Rechte

Sambia

- 14 Mit vielen Trommeln und noch mehr Begeisterung
- 16 Eine Stimme für die Frauen

Deutschland

- 21 Ist die Biene flott genug?
- 22 Europa wächst von unten!
- 24 Schulsachen: null Euro
- 26 Gegen den Geist der Zeit
- 28 Das ganze Leben ein Gesang – aber wie?

Rubriken

- 2 Editorial
- 3 Andacht
- 12 Atempause
- 15 Was macht eigentlich ...?
- 18 Ideen & Aktionen
- 30 Kurznachrichten
- 31 Impressum
- 32 Projekt



4



10



16



24

Liebe Leserinnen, liebe Leser,



manchmal sind es die kleinen Momente im Leben, die einen im Arbeitsalltag inne halten lassen.

»Wir haben 50 Jahre in Frieden leben dürfen, haben eine Familie mit Kindern und Enkelkindern aufgebaut – wir haben so vieles geschenkt bekommen und möchten nun Danke sagen und anderen Menschen helfen, ihre eigenen Wege zu gehen«, erzählte mir eine ältere Dame am Telefon, nachdem sie uns ihre Spenden zur Goldenen Hochzeit überwiesen hatte.

Ihre Worte haben mich berührt. »Anderen helfen, ihren eigenen Weg zu gehen« – das ist es, was die Gossner Mission seit 170 Jahren anstrebt. An der Seite der Ausgegrenzten stehen, gemeinsam mit ihnen für ihre Würde und ihre Rechte eintreten und gemeinsam Konzepte für die Zukunft entwickeln – so sieht die Gossner Mission ihre Arbeit. Mission mit Herz und Hand, mit Wort und Tat. Das geht nur, weil so viele Gossner-Freundinnen und -Freunde wie Frau Bettzieche aus Bochum denken und unsere Arbeit unterstützen.

Dafür wollen wir Ihnen Danke sagen. Und wir wollen dieses Engagement künftig hier im Heft noch stärker würdigen: mit der neuen Rubrik »Ideen & Aktionen« (Seite 18). Planen auch Sie eine Aktion zugunsten der Gossner Mission? Dann rufen Sie einfach an oder schicken Sie mir eine E-mail.

Was es sonst Neues gibt? Jede Menge! Lesen Sie einfach mal rein ...

Ihre Jutta Klimmt

(jutta.klimmt@gossner-mission.de)



Spenden bis 20.06.2007:
Spendenansatz für 2007:

125.035,46 EUR
300.000,00 EUR

Titelbild: In Nepal haben Frauen keine Chance auf ein selbsterfülltes Leben. Lesen Sie mehr auf Seite 10.

»Vom Aufgang der Sonne bis zu ihrem Niedergang sei gelobet der Name des Herrn!« (Psalm 113,3)

*Gewidmet Hans Grothaus
zum 80. Geburtstag*

In unserem Heft lesen wir viel von wunderbaren Begegnungen über Ländergrenzen hinweg, von gelungenen Projekten, von erstaunlichen Beispielen für Opferbereitschaft in unserem Lande und vom engagierten Einsatz unserer Mitarbeiter. Das ist ein Grund zu großer Dankbarkeit. Doch wir können die Augen nicht vor der Tatsache verschließen, dass Mission weltweit schwieriger geworden ist, dass die Spannungen zwischen den Religionen an vielen Orten zunehmen, dass die Spenden zurückgehen und notwendige Sparmaßnahmen zu Einschnitten in unserer Dienststelle führen. Dabei wachsen die ungelösten Probleme weltweit: Hunger, Dürrekatastrophen, Flüchtlingselend, Aids, Analphabetentum, und oft stehen wir ohnmächtig vor der Not der vielen Menschen, die nach Hilfe rufen.

Da ruft der Monatsspruch für August uns dazu auf, unser Leben in den weiten Horizont Gottes zu stellen, der den ganzen Globus umfängt, »vom Aufgang der Sonne bis zu ihrem Niedergang«. Im Lobpreis Gottes atmen wir die Freiheit der Kinder Gottes, die wissen, dass sie geliebt sind. Indem wir Gott loben, lösen wir unseren Blick von der Enge und Begrenztheit unseres eigenen Lebens. Wir wissen, dass wir nicht für uns allein stehen, nicht preisgegeben sind an den

Lauf der Welt, sondern Teil der Geschichte Gottes, die ein Ziel hat. Wer Gott lobt, bekennt sich zu ihm in Dankbarkeit und Vertrauen, dankt für das bisherige Geleit und vertraut ihm auf dem Weg in die noch unbekanntere Zukunft.

Unser Vertrauen hat seinen Grund darin, dass wir Gott kennen. Das Volk Israel lobte bewusst den »Namen des Herrn«. Es betete nicht zu einem Allerweltsgott, einem anonymen höheren Wesen, sondern zu dem Gott der Geschichte, der sich offenbarte in den Wundern der Schöpfung und in der Errettung seines Volkes. In dieser Tradition steht auch die christliche Gemeinde. Im Gotteslob bekennen wir uns zu dem Gott, den wir den Vater Jesu Christi nennen. Dieses Bekenntnis sollten wir auch klar und eindeutig vor der Welt und den Menschen aussprechen. Man kann von Gott eigentlich nur anbetend reden. Die Aussagen der Bibel über Gott sind erwachsen aus dem dankbaren Rühmen der Taten Gottes, sie lassen sich nicht in ein dogmatisches Lehrgebäude zwingen, sie sind eine Aufforderung zur Anbetung, zum Danken und zum Vertrauen. Als die Apostel sich aufmachten, um die Liebe Gottes allen Völkern zu verkündigen, wollten sie keineswegs ein christliches Weltreich errichten oder ein christliches Weltbild propagieren. Sie wollten Zeugen Jesu sein, damit die Menschen Heil erfahren, Frieden, Schalom – weltweit.



Denn das Gotteslob lenkt unseren Blick weg von uns zu den anderen Menschen. Unser Glaube stellt uns in den weiten Horizont der Liebe Gottes »vom Aufgang der Sonne bis zu ihrem Niedergang«. Denn seine Liebe gilt allen. Er lässt seine Sonne aufgehen über Böse und Gute und lässt regnen über Gerechte und Ungerechte, wie Jesus in der Bergpredigt sagt. Weil seine Liebe nicht nur den Nahen, sondern auch den Fernen gilt, deshalb sind wir zu allen Menschen gesandt, ihnen die Liebe Gottes nahe zu bringen in Wort und Tat. »Ihr werdet meine Zeugen sein in Jerusalem und in ganz Judäa und Samarien und bis an das Ende der Erde«, sagt Jesus seinen Jüngern zum Abschied, und am Schluss des Matthäusevangeliums steht der Missionsbefehl: »Gehet hin in alle Welt ...« Diesem Auftrag weiß sich auch die Gossner Mission verpflichtet, erst recht im Zeitalter der Globalisierung: »Vom Aufgang der Sonne bis zu ihrem Niedergang sei gelobet der Name des Herrn!«

**Dr. Günter Krusche,
Ehrenmitglied
des Kuratoriums**

Brücken bauen

Neues Schulprogramm: Bildung als gemeinsame Aufgabe

Mangelnde Schulbildung – ein zentrales Problem in Indien, vor allem auf dem Land. Die Gossner Kirche will gegensteuern: Sie unterstützt das Konzept der »Brückenschule«, entworfen von der indischen Entwicklungsgesellschaft WIDA. Ihr Direktor William Stanley war in Deutschland. Wir trafen uns auf dem Kirchentag.



? Mister Stanley, ich freue mich, Sie kennen zu lernen. Sie sind zum Evangelischen Kirchentag gekommen. Wie gefällt es Ihnen hier in Köln?

William Stanley: Als erstes möchte ich sagen, dass dieser Kirchentag einen Teil unserer Verbindungen zwischen Nord und Süd zeigt, Verbindungen, in denen wir über die gemeinsamen Erfahrungen der weltweiten Globalisierung nachdenken und nach Alternativen suchen. Ich bin ermutigt durch die Öffentlichkeit in Deutschland, die nicht nur darüber berichtet, sondern auch die Idee einer gemeinsamen neuen Welt teilt.

? Ich war heute morgen bei einer Bibelarbeit von Desmond Tutu, in der diese Idee einer gemeinsamen Welt besonders schön zum Ausdruck kam. Er sagte, dass Christus am Ende alle zu sich ziehen wird und wir deshalb bereits jetzt weltweit miteinander verbunden sind. Die Halle war völlig überfüllt und die Menschen waren sehr ergriffen von den Gedanken des Bischofs. Gut. Mister Stanley, Sie arbeiten in Indien mit »Bridge Schools« ...

William Stanley: Ja wir arbeiten gemeinsam mit den Gemeinden für Gerechtigkeit. Ein Teil unserer Arbeit ist die Schulbildung. Natürlich gibt es in Indien auch auf dem Land Schulen. Aber man fragt sich, wie es kommt, dass so viele Kinder nicht lesen und schreiben lernen. Es gibt dort eine Reihe von Problemen. Meist wird in Hindi unterrichtet, und auf dem Dorf und zu Hause wird anders, in der jeweiligen Sprache des indigenen Volkes, gesprochen. Außerdem müssen die Kinder meist ihren Eltern in der Landwirtschaft helfen, und die nächste Schule ist sehr weit weg. Dann sind die Klassen so groß, dass das Lernen schwierig ist. Mit diesen Problemen entsteht gewissermaßen eine »Lücke« zwischen den Schulen, die vorhanden sind, und dem Bedarf der Menschen auf dem Land. Wir wollen diese Lücke schließen, eine Brücke bauen. Wir haben eine andere Methode des Lernens entdeckt, die den Kindern gerecht wird, die nie zur Schule gehen. Wir wollen Bildung in den dörflichen Kontext bringen und deutlich machen, dass Lernen Spaß machen kann. Es ist möglich, den Stoff von drei Schuljahren in zehn Monaten zu schaffen.

? Natürlich lernen wir, ob klein oder groß, schneller, wenn wir daran Freude haben. Meinen Sie, dass dieses in den großen Klassen der Landschulen nicht möglich ist? Wie groß ist eine Schulklasse auf dem Land in Indien?

William Stanley: In der Tat, kleine Gruppen sind besser. In eine Schulklasse gehen mehr als 50 Schüler. Da können die Kinder nur passiv lernen.

? Sie wollen also über die »Lücke«, die Entfernung zwischen Elternhaus und Schule und die sprachlichen und didaktischen Probleme, eine Brücke bauen mit den sogenannten »bridge schools«. Wie machen sie das konkret?

William Stanley: Wenn wir in einem Dorf anfangen, dann versammeln wir zunächst alle, und erklären, wie wichtig Bildung, Lesen und Schreiben für das Leben sind. Dann versuchen wir herauszufinden, wie der Bildungsstand ist und teilen die Kinder in verschiedene Stufen ein. So entstehen kleinere Gruppen von 10 bis 12 Schülern. Diese unterrichten wir dann in Lesen und Schreiben.

Dann müssen Lehrer gefunden werden, die sich auf den dörflichen Kontext einlassen. Das ist sehr schwierig und oft ein Problem in den abgelegenen Regionen. Wir bilden daher auch – und das hat besondere Vorteile – Menschen aus dem jeweiligen Dorf aus, damit diese unterrichten können. Sie sind näher dran und sind vor allem mit der entsprechenden Sprache vertraut.

eine große Aufgabe. In Orissa etwa liegt die Analphabetenrate bei 84 Prozent. Das Hauptproblem hier liegt in der Sprache. Oft ist die Stammsprache nicht mit der öffentlichen Sprache in der Schule identisch. Und das erschwert das Lernen in den öffentlichen Schulen sehr. Aber wenn es gelingt, die Kinder auf dem Land zu unterrichten, kön-

desto besser ist die Bildung der Kinder.

William Stanley: Auf den Dörfern bei uns ist Bildung eine gemeinsame Aufgabe. Alle haben ja am Ende etwas davon. Das ist unser Ansatz, Brücken zu bauen.

Ein gutes Schlusswort, das sich auf unseren Kontext übertragen

? Sie versuchen also, mit der dörflichen Gemeinschaft gemeinsam das Projekt Schule anzugehen. Wie sind die Gemeinden der Gossner-Kirche, die ja auch auf dem Land viele Gemeinden hat, mit ihrer Arbeit verbunden?

William Stanley: Wir versuchen eine Partnerschaft zur Gossner-Kirche aufzubauen. Vor allem in den Regionen Orissa und Jharkhand, aber auch in Assam und auf den Andamanen/Nikobaren gibt es die Probleme der Schulbildung auf dem Land. Die Gossner Kirche will daher nun ebenfalls solche »bridge schools« unterstützen. In Assam und auf den Andamanen sind die Pläne schon ganz konkret. Wir wollen hier miteinander kooperieren. Denn die Bildung von Kindern auf dem Land ist eine gemeinsame Aufgabe.



In der Mittagspause muss jeder selbst abwaschen: Verpflegung und Unterkunft sind im Brückenschul-Konzept mit vorgesehen.

nen wir die Lücke schließen und die Kinder können auf eine höhere Schule gehen.

lässt. Ich bedanke mich für unser Gespräch und wünsche Ihnen für Ihre Arbeit Gottes Segen.

? Es ist eine große Aufgabe. Haben Sie noch andere Partner, mit denen sie zusammenarbeiten?

William Stanley: Als Unterstützer unseres Programms wären in Deutschland der Deutsche Entwicklungsdienst und die Kindernothilfe zu nennen. Ja, es ist

? Das Grundproblem, das Sie beschreiben, Mr. Stanley, ist uns in Deutschland nicht unbekannt. Zwar haben wir über Analphabetismus nicht zu klagen. Aber meist ist höhere Bildung eine Sache des sozialen Milieus. Je gebildeter und wohlhabender die Eltern,

**Pfr. Dr. Ulrich Schöntube,
Direktor**

Christus in indische Symbole eingebettet

Der Maler Jyoti Sahi in Ranchi: Diskussion angestoßen

Viele von Ihnen kennen die Hungertücher, die der indische Maler Jyoti Sahi für Misereor gemalt hat. Vielleicht haben Sie bei der Gossner Mission auch die Gemälde-Serie über die Asur-Geschichte gesehen, einen alten Mythos aus Chotanagpur. Jyoti Sahi ist ein indischer Künstler, der versucht, christliche Motive und Inhalte mit indischen, religiösen und kulturellen Traditionen zu verbinden.

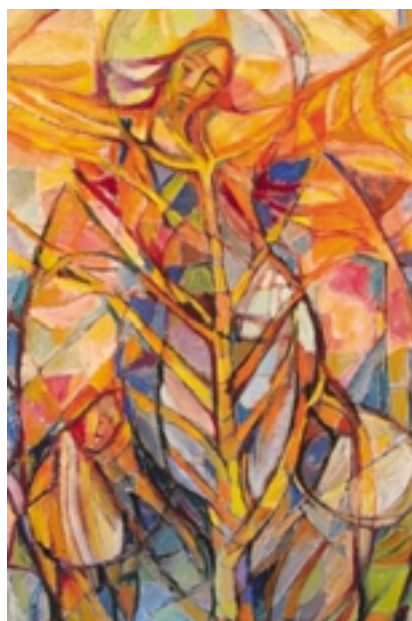
1944 wurde Jyoti Sahi als Sohn eines hinduistischen Pandschabi und einer englischen Mutter mit presbyterianischem Hintergrund in Pune (Indien) geboren. Er begann bereits mit sieben Jahren zu malen. Seine erste Ausbildung erhielt er bei einem Schüler von Rabindranath Tagore. Von 1959 bis 1963 studierte er Kunst in London und lebte nach seiner Rückkehr in verschiedenen christlichen Aschrams in Südindien. Ausgedehnte

Studien in Indischer Theologie und Symbolik gaben ihm den Hintergrund für sein künstlerisches Schaffen, das er als Beitrag zum Christlich-Hinduistischen Dialog versteht.

Vor etwa 20 Jahren wandte sich Sahi verstärkt Themen der Adivasi- und Dalit-Traditionen zu. Er nahm sich also der Ureinwohner und der früher so genannten »Unberührbaren« und damit der Unterdrückten und Marginalisierten in Indien

an. Eines der ersten größeren Werke auf diesem Gebiet war der Zyklus über die Asur-Geschichte, über die Auseinandersetzung zwischen den Adivasi-Bauern und den Eisen herstellenden Asurs. Später stellte er Schöpfungsmythen und andere traditionelle religiöse Motive verschiedener Adivasi-Völker dar.

Was lag also näher, als ihn ans Theologische College der Gossner Kirche nach Ranchi ein-



zuladen? An den Ort, wo gerade eine Adivasi-Theologie entwickelt wird und wo die Adivasi den Versuch unternehmen, die eigenen vor- und nichtchristlichen religiösen Traditionen aufzunehmen und mit dem christlichen Glauben in Verbindung zu bringen. Gewiss, das Unterfangen war nicht leicht und nicht unumstritten in den christlichen Kirchen, bei den Protestanten weit mehr als bei den Katholiken. Denn es bedeutete die notwendige, wenn auch schmerzliche Neu-Orientierung gegenüber dem früheren Brauch der Abgrenzung von allen nichtchristlichen Religionen, wie sie über Jahrzehnte in den indischen Kirchen üblich war.

Wir sahen dem Besuch von Jyoti Sahi daher gespannt entgegen. Wir hofften auf eine fruchtbare Begegnung mit den Studenten und Dozenten des Theologischen College und mit anderen kirchlichen Vertretern. Die Möglichkeit einer totalen Konfrontation konnten wir aber nicht ausschließen. Jyoti Sahi traf in Ranchi ein – eine imposante Erscheinung im Stil eines indischen Sadhus –, mit einer Sammlung von Bildern in seinem Computer und der Bereitschaft, sich auf eine harte Auseinandersetzung einzulassen über seine Art zu denken und zu malen.

Besonders eindrücklich die linke Seite des Triptychons: die Mutter Erde.

Die Erwartungen der meisten Christen in Indien an Kunst oder an die bildliche Darstellung religiöser Themen sind geprägt von den gegenständlichen frommen Darstellungen von Jesus mit blutendem Herzen, wie er einem in fast jedem Haus von unzähligen Kalendern und Bildern entgegenschaut. Natürlich wussten alle in Ranchi, dass Jyoti Sahi als seriöser Maler einen anderen Stil hat. Und schon die ersten Diskussionen ergaben, dass er nicht bereit war, einfach Motive aus dem Leben der Ureinwohner quasi-realistisch darzustellen. Er setzte den Gesprächspartnern zu, indem er die Frage nach den gemeinsamen Wurzeln der Adivasi-Kultur und des christlichen Glaubens aufwarf.

Jyoti Sahi ist beständig auf der Suche nach Symbolen und Archetypen, die beidem zugrunde liegen und die eine gemeinsame Glaubensgrundlage bilden. So spielen in seiner Kunst bestimmte Grundmuster und -gedanken eine große Rolle, wie das Ei als Symbol des Anfangs und der Schöpfung, der Baum, die Trommel und der Trommler, der Hahn oder andere Vögel, Berge, Flüsse, der Wald. Er nimmt diese Grundmuster nicht nur ästhetisch auf, sondern versucht, bei seiner Darstellung biblischer Motive diese mit einzubeziehen. Hinzu kommen andere indische Stilmittel, wie zum Beispiel Mandalas, um die Bedeutung der christlichen Botschaft für Christen

und Nichtchristen verständlicher zu machen.

In einer Reihe von Gesprächen und Seminaren mit Studenten und Dozenten, aber auch mit Vertretern



Sucht nach gemeinsamen Wurzeln von Adivasi-Kultur und christlichem Glauben: der indische Maler Jyoti Sahi.

der Kirchen und mit nichtchristlichen Adivasi-Führern in Ranchi wurde die Idee entwickelt, für das Theologische College ein Bild in Auftrag zu geben. Dieses soll dem Auftakt zu weiteren Gesprächen und Begegnungen in den kommenden Jahren dienen.

Jyoti Sahi nahm diese Herausforderung an, und einige Wochen später traf in Ranchi der Entwurf eines Triptychons zur Adivasi-Tradition der christlichen Kirchen ein. Die drei



Eines der Bilder von Jyoti Sahi. Typisch für ihn: die warmen Farben und das Aufgreifen eines christlichen Motivs.


Bilder stellen die Mutter Erde, Jesus mit einem Baum und einen Adivasi-Trommler dar.

Besonders eindrücklich ist die Symbolik der »Mutter Erde«. Jyoti Sahi stellt hier in indischen Stilformen den Schutz des menschlichen Lebens (mit einem besonders liebevoll umsorgten Kind in einem Ei) im Zentrum dar. Hier können tatsächlich Christen und Nichtchristen sich wiederfinden. Für die einen ist es die Natur, die sie umgibt, für Christen ist der Hinweis auf die Geburt Jesu unübersehbar. Der kosmische, alles umfassende Christus in der Mitte ist ebenfalls in indische Symbole eingebettet und umfasst mit dem Baum die Natur

und den Lebensraum der Adivasi. Der Trommler, der in allen Stürmen des Lebens und der Natur die Seinen im Tanz nach vorn und oben führt, kann als Prophet oder Jesus selbst gesehen werden und Christen wie Nichtchristen in all den Schwierigkeiten und Herausforderungen der modernen Zeit und in ihrer Hoffnung auf eine bessere Zukunft beflügeln.

In diesem Sinne hat Jyoti Sahi Gespräch und Auseinandersetzung über das Medium der Kunst angestoßen, die hoffentlich weiter getragen werden. Gerade die Adivasi-Christen in Indien brauchen eine stärkere Verwurzelung in ihrer eigenen Tradition in allen Bereichen und

auf allen Ebenen, um der Gefährdung ihrer Identität zu begegnen.

 Der Asur-Bilder-Zyklus von Jyoti Sahi ist zurzeit als Leihgabe der Gossner Mission in einer Ausstellung im Kloster Chorin/Brandenburg zu sehen.

Pfarrer i. R. Dieter Hecker

Krankswagen: Geschafft!

Herzlichen Dank für Ihre Hilfe!

»Ganz herzlichen Dank und einen herzlichen Gruß nach Deutschland!«, lässt Bischof Nelson Lakra allen Gossner-Freundinnen und -Freunden übermitteln. Er hat es als einer der ersten erfahren: Der Krankenwagen für Amgaon kann erworben werden.

Die eindringliche Bitte des Dschungel-Krankenhauses Amgaon hat innerhalb von nur fünf Monaten so viele Spenderinnen und Spender mobilisiert, dass bis zum 30. Juni exakt 10.475,20 Euro für das Projekt zusammenkamen. Allen Spenderinnen und Spendern möchten wir auch von Seiten der Gossner Mission unseren herzlichen Dank aussprechen für diese großartige Hilfsbereitschaft!

Nun ist es an der Gossner Kirche – der Trägerin des Krankenhauses Amgaon –, alle weiteren Schritte einzuleiten, um möglichst schnell und möglichst kostengünstig den benötigten Allrad-Wagen direkt in Indien zu erwerben und mit weiteren Schritten dafür zu sorgen, dass das Krankenhaus den eingeschlagenen Weg der Modernisierung weitergehen kann. Das ist für die Menschen in der abgelegenen Region im Bundesstaat Orissa unendlich wichtig.

Es gibt auch neue Nachrichten aus dem Krankenhaus selbst: Dr. Paneerselvam musste Amgaon unter anderem aus gesund-

heitlichen Gründen leider verlassen. »Aber wir haben ein Arzteehepaar gefunden, das bereit ist, den Dienst in dieser unwirtlichen Region aufzunehmen: Dr. Christ Vijay Horo und seine Frau Dr. Madhumatti Horo wollen die begonnene Arbeit fortführen und den Menschen in der Region dienen«, freut sich Bischof Lakra.

Die eingegangenen Spenden, die über das ursprüngliche Spendenziel von 8000 Euro hinausgehen, werden der Arbeit in Amgaon und dem Aufbau der umliegenden Gesundheitsstationen zufließen. »Wir sind sicher, dass dies auch im Sinne der Spenderinnen und Spender ist. Ihnen allen noch mal unseren herzlichen Dank«, betont der Leitende Bischof der Gossner Kirche.

Das Dschungelkrankenhaus Amgaon, das in den 50er Jahren von Ärzten und Krankenschwestern der Gossner Mission aufgebaut wurde, hatte im Februar einen Hilferuf nach Deutschland gesandt: Ein neuer Allrad-Krankswagen soll helfen, die Menschen in der vernachlässigten Region medizinisch besser zu betreuen.

Pfr. Bernd Krause,
Asien-Referent
der Gossner Mission

Schlicht, aber von Grund auf modernisiert: Das Krankenhaus Amgaon ist für die Adivasi in der abgelegenen Region unendlich wichtig.



Ohne Schutz, ohne Bildung, ohne Rechte

Frauen leiden unter der Vorherrschaft der Männer

Frauen sind in Nepal Menschen zweiter Klasse. Schon als kleine Mädchen haben sie weniger Rechte als die Jungs, und als Erwachsene müssen sie sich stets ihrem Mann unterordnen.

Ehen werden in Nepal noch zu 98 Prozent von den Eltern oder anderen vertrauenswürdigen Verwandten arrangiert. Natürlich hofft man, dass die jungen Menschen zufrieden miteinander leben können, aber noch wichtiger als das persönliche Glück sind das Familienprestige und vor allem die Kastenzugehörigkeit.

Auch heute noch sehen Brautleute sich oft zum ersten Mal am Tag der Hochzeit. Das ist für beide nicht einfach, aber für die Braut besonders schwierig, denn sie gehört mit diesem Tag nicht mehr zur eigenen Familie, sondern zur Familie des Mannes. Nur noch an bestimmten Feiertagen hat sie, mit Genehmigung der Schwiegermutter, das Recht, ihre eigene Mutter besuchen zu dürfen. Die junge Frau untersteht nun im täglichen Leben ganz und gar der Schwiegermutter und natürlich ihrem Ehemann. »Diene Deinem Mann wie Deinem Gott«, ist eine Erziehungsregel für Mädchen. Meist wohnt das junge Paar weiterhin mit den Eltern des Ehemannes im gleichen Haus und im gleichen Familienverband. Nur wenige junge Paare, meist in der Stadt und wenn sie beide eine gute Ausbildung haben, können es sich erlauben, einen eigenen Hausstand zu gründen.

Seit knapp einem Jahr sind in Nepal alle Religionen erlaubt. Es leben zurzeit ca. 25 Millionen Menschen hier, von denen ca. 80 Prozent Hindus sind, ca. 12 Prozent sind Buddhisten und 2 Prozent Moslems. Die Zahl der Christen wächst schnell. Zurzeit geht man davon aus, dass 1,5 bis 2 Prozent der Nepali Christen sind.

Offiziell werden sie noch immer nicht anerkannt, aber sie treten inzwischen in Erscheinung, sind als Einzelpersonen anerkannt und haben mehr Einfluss auf die Gesellschaft, als das ihrer kleinen Zahl entsprechen würde. Trotzdem, auch bei den Christen ist es allgemein üblich, dass junge Menschen nicht alleine ihre Ehepartner suchen, sondern dass die Ehen arrangiert werden.

Als ich einmal eine junge Frau fragte – sie war immerhin 25 Jahre alt und hatte einen Masters-Abschluss in Erziehungswissenschaften – ob sie denn in ihrer Gemeinde keinen jungen Mann kenne, der ihr gefallen würde, da war sie ganz entristet. »Ich bin doch keine Hure, dass ich mir meinen Mann selbst aussuche!«, war ihre Antwort. Sie hat ihren Mann dann durch die Vermittlung anderer Christen kennen gelernt und ist inzwischen glückliche Mutter zweier Kinder.

Weil die Töchter nur vorübergehend zur eigenen Familie gehören, ist diese nicht daran interessiert, viel Geld und Mühe in die Ausbildung einer Tochter zu stecken. Die Tochter geht ja doch bald in die andere Familie, und jeder Betrag, den man für ihre Ausbildung ausgibt, kommt der anderen Familie zugute. Bis heute gehen daher viel weniger Mädchen zur Schule als Jungen.

Söhne sind die Altersversorgung der Eltern. Das heißt, von klein an werden Söhne den Töchtern vorgezogen, sie bekommen besseres Essen, werden in die Schule geschickt und müssen wesentlich weniger arbeiten. Später müssen sie nicht nur für ihre alten Eltern sorgen, wobei natürlich ein großer Teil der Arbeit der Schwiegertochter zukommt, sondern Söhne in Hindu-Familien müssen auch, wenn die Eltern gestorben sind, den Scheiterhaufen anstecken, sonst kann die Seele des Vaters oder der Mutter nicht erlöst werden.

Als vor wenigen Jahren eine sehr aktive Juristin, die unverheiratet bis zum Schluss ihren Vater pflegte, und deren Bruder, in Amerika lebend, seit Jahren den Vater nicht besucht hatte, den Scheiterhaufen ihres Vaters ansteckte, war der Skandal da! Tagelang war das die Meldung

und das Diskussionsthema der Zeitungen. Dass die junge Frau nicht des Landes verwiesen wurde, hatte sie nur der Tatsache zu verdanken, dass sie als Juristin sehr anerkannt war und die Richter sich für sie einsetzten.

Grundsätzlich gilt, dass ein Mann nur eine Frau haben darf. Aber wenn nach zehn Ehejahren noch kein Kind oder nach 15 Jahren kein Sohn geboren wurde, oder wenn die Frau unheilbar krank oder blind wird, also nicht mehr arbeiten kann, dann darf der Mann sich eine zweite Frau nehmen. Die erste Frau muss er dann zwar noch versorgen, aber sie ist dann nur noch eine Magd im Haus und untersteht natürlich der neuen Ehefrau.

Töchter haben kein Erbrecht. Da die Töchter ja zur neuen Familie gehören, erben sie durch ihren Mann in dieser Familie. Wenn eine Familie möchte, dass auch die eigenen Töchter als Erbinnen eingesetzt werden sollen, bedarf es eines amtlich bestätigten Testaments des Vaters.

Sollte einer Frau im noch gebärfähigen Alter der Mann sterben, dann ist das eine deutliche Strafe der Götter! Diese Frau wird aus der Schwiegerfamilie verstoßen und hat überhaupt keine Rechte mehr, auch nicht über ihre Söhne. Sie muss eine entsetzlich schlechte Frau sein, wenn die Götter sie so strafen! So die gängige Meinung. Eine solche Frau hat keinen Anspruch mehr auf ein Zuhause.

All diese Gesetze und Regeln gelten in Nepal bis heute. Zwar gibt es studierte Frauen, die aber genau so ihrem Mann unterstehen wie alle andern auch. Ich kenne auch Familien, in denen Mann und Frau partnerschaftlich




Frauen in Nepal lernen früh, sich unterzuordnen und hart zu arbeiten.

zusammen leben, aber sie sind die Ausnahme. Und auch in diesen Familien spricht der Mann die Frau mit »du« an, die Frau den Mann aber mit »Sie«. Das spiegelt sich selbst in der christlichen Trauformel wider. Als ich einmal ein christliches Ehepaar, das eine sehr liebende partnerschaftliche Ehe führte, darauf ansprach, meinte der Mann ganz entsetzt »Ja, aber meinst du denn, meine Frau soll »du« zu mir sagen? Oder soll ich »Sie« zu ihr sagen? Das ist undenkbar.«

Grundsätzlich gilt die alte Regel nach wie vor: Eine Frau

braucht in ihrem Leben drei Männer, als Kind den Vater, als erwachsene Frau den Ehemann und im Alter den Sohn. Es wird noch sehr lange dauern, bis sich diese Regel überlebt hat.

**Dorothea Friederici,
Nepal-Kennerin und
frühere Referentin der
Gossner Mission**

A dramatic sunset over a body of water. The sky is filled with scattered, golden-lit clouds. The sun is low on the horizon, creating a bright reflection on the water. In the foreground, the dark silhouette of a forest and a small boat are visible on the water.

Vom Aufgang der Sonne bis zu sei gelobet der Name des Herrn!

Losung für den Monat August, Psalm 113,3



ihrem Niedergang

Eindrücke vom Sambesi, Sambia

Mit vielen Trommeln und noch mehr Begeisterung

Sambischer Lehrer erkundet Schulen in Deutschland



So viele Trommeln in einer Schule hat Jerry noch nie gesehen. Während ihm der Musiklehrer die Klasse 3a vorstellt, versucht er, sich die Namen zu merken, aber gleichzeitig überlegt er, was er den Kindern von seiner Heimat erzählen kann. Dann hat der Lehrer seine Einleitung beendet, dreht den Kopf und lächelt seinen Gast an. Jerry erzählt von seiner Schule im Süden Sambias, der »Masuku High School« und auch davon, dass es dort wenig Instrumente gibt ...

Jerry Muleya hat Bilder dabei. Singen und Tanzen, das sind die Hauptinhalte seines Musikunterrichts in Sambia, das Musizieren mit Instrumenten steht weniger auf dem Plan. Jerry hat den Eindruck, dass das in Deutschland einfacher ist.

Allerdings ist Singen in Deutschland normalerweise we-

niger mit Tanzen verbunden. Doch die 3a reagiert begeistert auf sein »Singtanzen«. »In Afrika wird auch im Singen miteinander gesprochen,« erklärt Jerry. Die Chorgesänge sind Dialoge und wirken vielleicht auch deshalb so lebendig. Später, nach einigen Wochen in Deutschland, kennt Jerry sehr viel von den Gemein-

samkeiten und von den Unterschieden zwischen seiner Heimat Sambia und den Schulen und Gemeinden in Deutschland. Und die vielen Trommeln haben ihn besonders beeindruckt; die erwähnt er immer wieder.

Jerry Muleya Mwaanga ist Musik- und Mathematiklehrer. Er ist 27 Jahre alt, verheiratet und hat zwei Kinder. Für drei Monate hält er sich in Europa auf, sechs Wochen davon in Deutschland. Den zweiten Teil seines Europaaufenthalts verbringt er in Prag. Die Gossner Mission ist verantwortlich für sein Deutschland-Programm. Jerrys Aufenthalt wird von einem europäischen Netzwerk finanziert, die Gossner Mission profitiert davon, indem sie den Aufenthalt von Jerry nutzen kann für ihre Sambia-Arbeit.

Jerry unterrichtet und hospitiert in Schulen in Berlin, in unseren Partnergemeinden in Detmold und Bochum und stellt sein Land und die Arbeit in Gemeindekreisen, Kindergarten- und Konfirmandengruppen vor. In dieser Zeit ist er meist jeweils eine Woche an einer Schule, integriert im normalen Unterricht.



Jerry Muleya mit dem »Jerry-Team« in Berlin: mit Freunden, Unterstützern, Lehrern. Mit dabei u. a.: Sambia-Referent Udo Thorn sowie Elisabeth und Reinhard Kraft (vorne rechts), die selbst mehrere Jahre lang als Mitarbeiter der Gossner Mission in Sambia tätig waren.

Was macht eigentlich ...

unsere Arbeit in Nkonkwa?

Peter Röhrig
antwortet:



In Nkonkwa im Projektgebiet Naluyanda haben wir im Frühjahr die neue Grundschule einweihen können – dank der Spenden aus Bochum-Stiepel und des Vereins Makaranta, die sich wunderbar ergänzt haben. Nun läuft der Schulbetrieb, und die Kinder sind begeistert vom neuen Gebäude. Natürlich bleibt noch einiges zu tun: Der Boden muss zementiert werden; die Wände sind noch unverputzt; die Fensterscheiben fehlen. In Afrika geht nun mal vieles langsamer. Nun hoffen wir, dass wir gleich neben der Schule einen Brunnen bauen können. Dann gibt es für Kinder, Lehrer, Eltern und Nachbarschaft frisches und vor allem sauberes Wasser aus der Pumpe. Darüber hinaus überlegen wir, wie wir Geld zusammenbekommen, um neben der Schule ein Lehrerhaus zu bauen. Der Lehrer (oder die Lehrerin), die dort wohnt, könnte dann auf die Schule, die bisher (an Wochenenden und nachts) unbewacht ist, aufpassen. Außerdem könnte sie den erhofften Brunnen beaufsichtigen und Wassergebühren (1000 Kwacha = zwanzig Cent pro Monat und Haushalt) einkassieren, damit bei etwaigen Reparaturen etwas Geld da ist.

Schule, Lehrerhaus, Wasserstelle: Das ist fast schon ein kleines Gemeindezentrum, in dem dann nachmittags und am Wochenende für die Frauen des Dorfes, von denen viele nicht lesen, schreiben und rechnen können, Alphabetisierungskurse organisiert werden könnten. Viel zu tun. Packen wir's an.

Einmal begleitet er auch an einer Schule die »Projektwoche Afrika.« Nachmittags trifft er sich mit den Gymnasiasten der Eine-Welt-AG eines Gymnasiums in Berlin-Tegel. Sechs Schüler aus dieser AG reisen mit ihrem Lehrer nach Sambia. Seit der Sambia-Konferenz zu Beginn dieses Jahres hat die Gossner Mission Kontakt zu dieser Schule.

Immer wieder gewinnt Jerry Muleya durch die Musik einen Zugang zu den Schülern. Die Aufgeschlossenheit für Musik aus Afrika ist groß, aber Jerry will auch die Diskussion über das Leben in Deutschland und in Afrika, über die Unterschiede und die Gemeinsamkeiten zwischen beiden Welten entfachen. Nicht zuletzt schätzt er den Austausch unter Pädagogen und auch die neuen Erfahrungen in seinem zweiten Fach Mathematik.

Daheim in seiner Schule ist er der einzige Mathematiklehrer. Für seinen Aufenthalt in Europa musste eine Vertretung organisiert werden. »Mathematik ist nicht beliebt«, sagt Jerry, und vor allem fehle es an sinnvollem Lehrmaterial. Ein kleines Sahnehäubchen seines Aufenthaltes ist für ihn der Mathematikunterricht in einer 11. Klasse in Berlin in einem englischsprachigen Gymnasium. Und in Detmold und Bochum beeindruckt Jerry durch seine Kochkünste. So gewinnt er durch seinen Aufenthalt einen umfassenden Eindruck von Deutschland.

Durch Jerrys Aufenthalt erhält die Gossner Mission zahlreiche Nachfragen zu ihrer Arbeit in Sambia und wird künftig im Sambia-Ausschuss ihre Ziele zur Intensivierung der Ökume-

nischen Begegnungsarbeit weiter forcieren.

Jerry Muleyas Besuch ist Teil des Programms, das die Gossner Mission im letzten Jahr unter der Überschrift »Vielfalt lernen« begonnen hat und das auf große Nachfrage stößt. So war es in der Vorbereitung des Aufenthalts Jerry Muleyas schwierig, einen Kompromiss zu finden zwischen den zahlreichen Anfragen nach einer Zusammenarbeit mit Jerry von Seiten der Schulen und Gemeinden einerseits und dem Wunsch, ihm genügend Freiraum und Kontinuität in seinem Aufenthalt zu geben andererseits.

Nicht zuletzt hat Jerry zahlreiche Engagierte zusammengeführt, die seinen Aufenthalt geplant und begleitet haben, das so genannte „Jerry-Team“. Durch diese Arbeit hat die Gossner Mission zudem stärkeren Kontakt erhalten zum Rat afrikanischer Christen in Europa sowie zu Lehrern und Gemeindegliedern.

Für die Vorbereitung und Zusammenarbeit während des Aufenthaltes möchten wir allen danken, die sehr engagiert für die einzelnen Regionen Programme und Treffen mit Jerry organisiert haben und ohne die Jerrys Aufenthalt in dieser Qualität nicht möglich gewesen wäre.

**Udo Thorn,
Sambia-Referent
der Gossner Mission**

Eine Stimme für die Frauen

Hilfe zur Selbsthilfe: Erfolgreich in kurzer Zeit

Mit Gesängen und lauten Ululuh-Rufen wird unsere Besuchertruppe schon von weitem begrüßt. Rund 20 Frauen, alle in ihren bunten Chitenge, laufen uns entgegen, und das Schütteln der Hände nimmt kein Ende. Obwohl wir nicht mit Geld kommen. Wir kommen »nur« mit einem Konzept, dem Konzept »Hilfe zur Selbsthilfe«.

Die Idee »Hilfe zur Selbsthilfe« ist nicht neu und wurde bereits in den frühen 70ern in Bangladesch von der Grameen Bank entwickelt und verbreitete sich von dort in Indien als auch in anderen Ländern in den verschiedensten Formen. So hat auch das inzwischen weltweit in Entwicklungsländern angewandte Konzept der Mikrofinanzierung oder Kleinstkreditvergabe seinen Ursprung bei Grameen.

Bei uns in Sambia beginnt der Ansatz wieder bei diesen Ursprüngen. Zunächst muss das Bewusstsein entwickelt werden, dass auch die Ärmsten der Armen sparen und ihr gespartes Geld selbstständig verwalten können. Es sind Frauengruppen, die sich hier treffen, um gemeinsam einen Spar- und Kreditplan zu entwickeln. Sie lernen zu diskutieren, wie viel Geld jede Frau wöchentlich sparen kann, und dann setzen alle dementsprechend einen Mindestbetrag fest, an den sich alle halten können. So lernen die Frauen, selbst zu bestimmen, wer wann von dem gesparten Geld etwas leihen kann und in welchem Zeitraum das Geld in den gemeinsamen Spartopf zurückgezahlt werden muss.

So ist der festgesetzte Mindestsparebetrag in einigen unserer Selbsthilfegruppen 500

Kwatcha (ca. 10 Cent), in anderen 1000 Kwatcha (ca. 20 Cent), und dementsprechend variiert der Geldleihbetrag zwischen 10.000 und 20.000 Kwatcha. Ausgegeben wird das Geld von den einzelnen Frauen für die verschiedensten Zwecke: Für die einen ist es der Notgroschen, wenn ein Medikament für ein Kind gekauft werden muss oder Schulmaterialien fehlen, für die anderen ist es die Möglichkeit, aus wenig Geld durch Kauf und Verkauf mehr zu machen.

Die Gruppen sind unterschiedlich groß, aber es sollten nicht mehr als 20 Frauen sein, und so entstehen häufig aus einer anfänglich großen Gruppe zwei neue. In dem »Pilotgebiet« gibt es inzwischen fünf Gruppen, und eine davon hat inzwischen, d. h. seit Februar 2007, über eine Million Kwatcha (ca. 200 Euro) gespart. Allen Gruppen gemein ist, dass die Frauen alle aus einer Gegend kommen und alle in wirtschaftlicher Not sind. Es gibt Gruppen auf dem Dorf und Gruppen in der »township«, dem schlecht versorgten städtischen Gebiet.

Wofür bedanken sich die Frauen bei unserer Ankunft, wo wir doch außer einer Idee nichts ins Dorf gebracht haben? Sie sagen: »Wir haben gelernt, sparen

zu können, wir haben gelernt, uns gegenseitig zu helfen, wir haben gelernt, eine leitende Rolle zu übernehmen, denn bei jedem Treffen ist eine andere Frau die Sprecherin, wir haben gelernt, über unsere Ersparnisse »Buch« zu führen, und wenn wir Geld an ein Mitglied verleihen, kommen die Zinsen uns selbst zugute und keinem Geldwucherer. Wir wissen jetzt, wie wichtig es ist, schreiben und ein wenig rechnen zu können, denn in manchen Fällen müssen dabei unsere Kinder helfen. Wir freuen uns auf unsere Gruppentreffen, denn wir wissen jetzt auch, dass wir mit unseren Nöten nicht alleine sind.«

Das Konzept »Hilfe zur Selbsthilfe« der Kindernothilfe, mit der unser »Community Development Department« der Vereinten Kirche von Sambia (UCZ) zusammenarbeitet, endet aber nicht beim Sparen und Geld leihen. Der Anspruch ist, in weiteren Schritten die Frauen von Einkommen schaffenden Maßnahmen an die Idee zur Kleinstunternehmerin heranzuführen, sie ebenfalls mit den Mechanismen der Kleinstkreditvergabe vertraut zu machen und sie in ihrer Selbstorganisation so weit zu stärken, dass sie sich zu regionalen Gruppenverbänden



Es sind die Frauen, die die Last des Alltags zu tragen haben. Nun schließen sich immer mehr zu Gruppen zusammen, die ihre Stimme auch dann einbringen wollen, wenn es um politisch relevante Entscheidungen geht.

zusammenschließen können. Damit werden sie nicht nur wirtschaftlich gestärkt, sondern finden auch dann und dort eine Stimme, wo es um Entscheidungen geht, die sie und ihre unmittelbare Umgebung betreffen, ihre Dorfgemeinschaft oder Stadtgemeinde. Und eventuell können sie darüber hinaus gar an Entscheidungen auf der Provinz- oder der nationalen Ebene teilhaben.

Bis dahin ist es noch ein weiterer Schritt. Aber wir sind zuversichtlich, denn in kurzer Zeit ist ohne finanzielle Unterstützung, allein durch die Überzeugung und den unermüdlichen Einsatz einer einzigen freiwilligen Mit-

arbeiterin einer UCZ-Kirchengemeinde so vieles gewachsen und hat das Potenzial, weiter zu wachsen und woanders Funken zu verteilen.

Wir haben ein Ziel: Im nächsten Jahr soll es in dem augenblicklichen Aktionsgebiet, Kafue und Umgebung, weitere fünf bis acht und in einem neuen Gebiet, einem der flächenmäßig größten und am dichtest besiedelten und ärmsten »townships« Lusakas, 20 weitere Selbsthilfegruppen geben.

Wenn wir, d. h. unsere freiwilligen Mitarbeiterinnen und unsere Frauen in dem Projekt die zweite Hürde nehmen und zwei Regionalgruppen ins Le-

ben rufen, sind sie dem Ziel, wirtschaftliche Unabhängigkeit, Selbstbestimmung und ein wenig politische Einflussnahme in ihre engste Umgebung hineinzubringen und damit das eigene Wohlbefinden und die eigenen Lebensumstände zu verändern, schon ein wenig näher.

Barbara Stehl, Mitarbeiterin der Gossner Mission in Sambia



5000 Euro aus Ostfriesland für den Brunnenbau

Mit 5000 Euro will der Sambia-Arbeitskreis des ev.-luth. Kirchenkreises Harlingerland (Ostfriesland) den Brunnenbau in Sambia unterstützen.

Grundstock für diese hohe Summe waren die Spenden, die anlässlich der Hochzeit von Jana und Klaus Felix aus Friedeburg zusammenkamen: 1500 Euro! Dieser Betrag wurde aufgestockt durch weitere Einzel- und Gemeindespenden aus dem Kirchenkreis. Dem Brautpaar und allen Unterstützerinnen und Unterstützern ein herzliches Danke.

Nach umfangreicher Vorarbeit, Kostenvorschlägen und zahlreichen Gesprächen, die unser Mitarbeiter in Sambia, Peter Röhrig, geführt hat, zeichnet sich nun ab, dass der geplante Brunnen auf dem Grundstück der Grundschule Nkonkwa errichtet werden soll.

Die Projektspende über 5000 Euro für den Brunnenbau soll, so Dr. Karl-Heinz Menßen vom Sambia-Arbeitskreis Harlingerland, die „Initialzündung sein für eine längerfristige Partnerschaft“.

Benefizkonzert

»CHILDren of Light« singt für Sambia

422 Euro kamen zusammen beim jüngsten Benefizkonzert des Bochumer Gospelchors »CHILDren of Light« und beim Verkauf der CD »Lean on me«. Die Summe kommt unserer Vorschularbeit in Sambia zugute. Die Gossner Mission sagt Danke!

2005 hatten Chorleiterin Angelika Henrichs und Sängerin Stephanie Schünemann gemeinsam mit anderen Gemeindegliedern Sambia besucht und waren von den Eindrücken stark berührt zurückgekehrt. Vor allem die Vorschulen im Projektgebiet



Naluyanda hatten es der Gruppe aus Bochum-Stiepel angetan. Der Chor unterstützt seit dieser Zeit mit dem CD-Verkauf und mit Konzerten die Gossner-Vorschularbeit. So konnte vor wenigen Monaten dank der Mithilfe der Bochumer das Schulgebäude in Nkonkwa eingeweiht werden.

Übrigens feiert der Chor sein zehnjähriges Bestehen. Angelika Henrichs erinnert sich noch genau an den ersten Auftritt 1997: »Plötzlich wurde es ganz still hinter mir. Da waren alle Leute zusammengekommen und hörten uns andächtig zu. Ein schönes Gefühl!« Von da an ging es stetig bergauf. Mittlerweile ist der 50 Personen starke Chor mit Band mit anspruchsvollem Repertoire unterwegs und weit über die Grenzen der Kirchengemeinde hinaus bekannt. Und nichts wird dem Zufall überlassen: Die Sängerinnen und Sänger arbeiten mit einer Tanzlehrerin zusammen, damit sie sich zu ihren Gospels entsprechend bewegen können.

Jetzt freut sich der Chor auf die Chorreise an den Gardasee und aufs Jahreskonzert am 2. Advent. Und vor allem freut er sich, dass mit seinen Spenden in Sambia so viel bewirkt werden kann: »Es ist schön zu sehen, wie es dort Schritt für Schritt vorangeht mit der Vorschularbeit!«

Projekt

Lippe hilft Amgaon

Da hatten sich die Lipper ganz schön viel vorgenommen: Die Hälfte der Summe, die der Krankenwagen für Amgaon kosten soll, wollten sie als Spenden einwerben. Resultat ihrer Bemühungen bis zum 30. Juni: knapp 3000 Euro!

»Lippe hilft Amgaon«: Unter diesem Motto rührte der »Lippische Freundeskreis der Gossner Mission« in den vergangenen Monaten kräftig die Werbetrommel. Aufrufe an die Freundeskreismitglieder und an die Kirchengemeinden, Zeitungsartikel und viele eindringliche, persönliche Gespräche – so sah die Strategie aus, die innerhalb kürzester Zeit enormen Erfolg hatte. »Ein solches Spendenresultat innerhalb weniger Wochen hätten wir selbst kaum für möglich gehalten«, freut sich der Vorsitzende des Lippischen



Freundeskreises, Wolf-Dieter Schmelter. »Sehr viele Menschen aus Lippe haben sich beteiligt. Ihnen allen unseren herzlichen Dank!«

Selbst gebaute Solarkocher gegen die Abholzung?

Einer unserer Leser wurde von den Berichten über die Entwaldung Naluyandas aufgeschreckt. Er schrieb an unseren Mitarbeiter Peter Röhrig in Lusaka:

»Ich las von der Entwaldung in Naluyanda. In Igoma/Tansania herrschen ähnliche Verhältnisse. Hier will man die Probleme zumindest teilweise durch die Anschaffung von Solarkochern lösen. Diese Kocher bestehen aus einem Hohlspiegel in einem Eisengestell, in dessen Brennpunkt der Kochtopf gehängt wird. Das Gestell aus Flacheisen kann aus einheimischem Material gefertigt werden, die Reflektorbliche müssten aus Deutschland bezogen werden.

Wir, Kirchenkreis Oranienburg, haben versucht, in unseren Partnergemeinden in Binga/Simbabwe diese Kocher einzuführen, sind aber bisher gescheitert. Es wäre eine Umstellung der Kochgewohnheiten erforderlich. Es kann nicht zum Abend gekocht werden, sondern logischerweise arbeitet der Solarkocher über Mittag am effektivsten. Es ist aber durchaus möglich, das Essen in einer Art Kochkiste bis zum Abend warm zu halten, so dass die gewohnten Essenszeiten beibehalten werden können.«

Peter Röhrig antwortet:

»Mir erging und ergeht es wie vielen anderen: Afrika und Sonne – wer denkt da nicht an Energiesparen und Solarenergie? Aber ich kenne kein einziges großflächiges Solarprojekt in Afrika, das erfolgreich läuft. Die gängigen Solarpanels sind so teuer, dass sie für hiesige Institutionen, für durchschnittliche sambische Familien ohnehin, unerschwinglich sind. Wo sie installiert sind, ist das Problem des Kochens aber nicht gelöst; dafür reicht die Energie nicht aus.

Außerdem: Das Grundnahrungsmittel in Sambia ist Nshima (Maisbrei), für ärmere Leute manchmal das einzige Nahrungsmittel. Dieser Maisbrei muss sofort nach dem Kochen noch heiß serviert werden, weil er schon nach kurzer Zeit – auch heiß oder warm gehalten – hart und ungenießbar wird. Ich würde trotzdem in unserem Projektgebiet gern mal etwas in Richtung Solarkocher ausprobieren. Können Sie mir ein paar Kontaktadressen in Sambia, Simbabwe oder anderen afrikanischen Ländern nennen? Vielleicht findet sich ja doch irgendwann eine Lösung.«



Ehepaar Bettzieche: »vom Leben reich beschenkt«

Zur Goldenen Hochzeit verzichtete das Ehepaar Bettzieche aus Bochum auf Bücher, Blumen und Geschenke und bat stattdessen um Spenden. So gingen 1000 Euro für die Vorschulen in Sambia ein. Wir sagen Danke!

Lassen wir Hildegard Bettzieche am besten selbst zu Wort kommen. Sie erzählt: »Wenn man 50 Jahre in Frieden leben und immer mit eigener Hände Arbeit das notwendige Geld verdienen konnte, eine Familie mit Kindern und Enkelkindern aufbauen durfte und die Gesundheit mitspielte, dann möchte man Danke sagen und anderen Menschen helfen, ihre eigenen Wege zu gehen. So wollten wir auf Geschenke verzichten – wo uns doch das Leben so viel geschenkt hat!«

In ihrer Gemeinde in Bochum-Stiepel fand ein Gottesdienst zur Goldenen Hochzeit statt, und anschließend waren an der Stellwand Bilder aus Sambia zu sehen. Ganz wichtig ist für Frau Bettzieche, dass an der Grundschule Nkonkwa in Sambia nun eine Baumschule entstanden ist: »Ich habe selbst viele Jahre Biologie unterrichtet, und mir erscheint der Umgang mit der Natur im Kindesalter sehr wichtig. In diesem Zusammenhang kommt mir ein Lied in den Sinn: »Eine Hand voll Erde, schau sie dir an, Gott sprach einst »Es werde«, denke daran.«



Spendenaktion

Rodewisch: 4040 Euro kamen zusammen



Zwischen dem ersten Advent und Epiphania sind alle Sammelaktionen in der Kirchengemeinde Rodewisch für die Gossner-Arbeit in Sambia bestimmt. Die Kirchengemeinde unterstützt seit beinahe 20 Jahren die Arbeit der Gossner Mission. In diesem Jahr nun waren die Rodewischer besonders aktiv: Die Theateraufführung »Der kleine Prinz« (Foto) und die vielen Lieder, die die Rodewischer Kinder aus Kindergarten, Christenlehre und der Kurrende als »Epiphania-Singer« in den Geschäften der Stadt vortrugen, brachten zahlreiche Spenden ein. Gemeinsam mit weiteren Spenden und Kollekten (etwa aus der Christmette) konnte Pfarrer Roser nun die Gesamtsumme von 4040 Euro an die Gossner Mission überweisen. Ein Dankeschön nach Rodewisch!

Honorar-Basis

Vorträge reichen von Indien bis zu Chagall

Weit gespannt ist das Interessengebiet des Frauenkreises Leopoldshöhe (Lippe): Zu einem Vortrag über die Indien-Arbeit der Gossner Mission war Wolf-Dieter Schmelter, Landespfarrer i.R., unlängst eingeladen. Das war nicht der erste Vortrag im Frauenkreis und sicherlich auch nicht der letzte: Im Herbst sind Vorträge zu »Chagall und die Bibel« geplant. »Honorar« eines jeden Schmelter-Vortrags: 70 Euro, die der Arbeit der Gossner Mission zugute kommen!

Ist die Biene flott genug?

Allen Teilnehmern unserer Aktion ein Dankeschön – Freude über Gewinn

Wie können wir unsere Publikationen noch besser machen? Was interessiert unsere Leserinnen und Leser besonders? Sind die Themen bunt genug; sind sie gemischt genug? Fragen, die wir uns immer wieder stellen. Fragen, die wir vor einigen Wochen auch an Sie, liebe Leserinnen und Leser, weitergegeben haben.

Zahlreiche Gossner-Freundinnen und -Freunde haben sich an unserer Umfrage im Juni beteiligt. Dafür Ihnen allen ein herzliches Dankeschön! Sie helfen uns, unsere »Biene« – wie die »Gossner Mission Information« intern genannt wird, weil sie die Nachfolgerin von Gossners traditionsreichem Heft »Die Biene auf dem Missionsfelde« ist – noch weiter zu verbessern.

Danke auch, dass uns die klare Mehrheit (vier Fünftel) der Zuesender/innen bescheinigt, sich genug über die Arbeit der Gossner Mission informiert zu fühlen. Viele wünschen sich allerdings noch mehr Infos über konkrete Entwicklungen oder über Projektfortschritte.

Ein überraschende Beobachtung (wenn die Antworten auch nicht repräsentativ sind): Für den Arbeitsbereich Nepal interessieren sich beinahe ebenso viele Umfrage-Teilnehmer wie für unseren Schwerpunkt-Arbeitsbereich Indien. Oder ein anderer möglicher Schluss: Wer sich für Indien interessiert, hat auch eine innere Nähe zu Nepal. Denn auf zahlreichen Antwortkarten waren beide Länder gleichzeitig angekreuzt.

Wichtig waren uns Ihre Rücksendungen auch, weil wir stets bestrebt sind, unsere Adressdatei auf dem aktuellen Stand

zu halten. Auch hier: ein herzliches Danke für Ihre Mithilfe.

Aber jetzt zu den Gewinnern unseres Preisausschreibens: Den Bildband »Schatztruhe Indien«, verfasst von Gudrun Löwner, der langjährigen Pfarrerin der deutschsprachigen Gemeinde in Delhi, gewann Annette-Dorothee Oestereich aus Bad Salzufflen. Die handgefertigte Halskette aus Nepal erhielt Elisabeth Schwarz aus Heidenheim, und die handgewebte Tischdecke aus Nalanda/Indien ging an das Ehepaar Koll aus Potsdam. Diese und die weiteren Gewinner wurden von uns schriftlich benachrichtigt. Herzlichen Glückwunsch!

Die Gewinnerin des Hauptpreises, Annette-Dorothee Oestereich, erhielt den Bildband aus den Händen des Vorsitzenden des Lippischen Freundeskreises der Gossner Mission, Wolf-Dieter Schmelter. »Ihre Zeitschrift lese ich immer mit viel Freude«, gab Frau Oestereich gleich zu Beginn des Gesprächs ein Kompliment an die Gossner Mission weiter.

Die frühere Lehrerin kennt die Gossner Mission seit vielen Jahrzehnten durch ihre Kirchengemeinde St. Nicolai in Lemgo. Seit sie an einer Studienreise des Lippischen Freundeskreises nach Indien teilnehmen wollte, ist ihr Interesse noch gewachsen, und



Freut sich über die Post von der Gossner Mission: Annette-Dorothee Oestereich aus Bad Salzufflen.

so gehört sie seit Jahren zum Freundeskreis und unterstützt besonders die Gossner-Arbeit in Indien. »Und mit diesem dicken Bildband kann ich mich jetzt noch mehr ins Thema vertiefen!«, freute sie sich über ihren Gewinn.

Jutta Klimmt,
Öffentlichkeitsreferentin

Europa wächst von unten!

Berliner URM-Konferenz: Blick über den Tellerrand

»Wie ermutigst Du Menschen und Gruppen in deiner Nachbarschaft, nach Alternativen zu suchen zu Verarmung, Vereinsamung und Ausschluss aus der Teilhabe an der Gesellschaft? Welche Bedeutung haben dabei Spiritualität und Unterstützung seitens der Kirchen und Gemeinden?« Eine spannende Frage – die Eingangsfrage unserer Konferenz in Berlin.

Im Juni trafen sich in Berlin dreizehn VertreterInnen christlicher Gruppen aus Europa, um ein Trainings-Programm in »Empowerment« und »Community Organising« durchzuführen. Eingeladen dazu hatte das Europäische Netzwerk von »Urban and Rural Mission« (Städtische und Ländliche Mission) des Weltrats der Kirchen. Unser Referat Gesellschaftsbezogene Dienste vertritt die Gossner Mission seit vielen Jahren in diesem Netzwerk und hatte das Training in Berlin organisiert. Der Einladung waren Gruppen aus Schottland, Lettland, Russland, Rumänien und Deutschland gefolgt.

Zurück zur Ausgangsfrage. Für Lena, die in einem kleinen Dorf in der Wolgograder Region lebt, steht außer Frage, dass ihr Glaube – sie gehört zur Gemeinde der Sieben-Tage-Adventisten in Russland – mit ihrem sozialen Engagement untrennbar verbunden ist. »Bei uns sind die gemeinschaftlichen Bindungen überaus schwach; Konkurrenz und Neid dominieren«, sagt sie. Ihr Einsatz für die Armen hat sie schon bald in eine verantwortliche Position bei den Adventisten gebracht. Nun ist sie zum ersten Mal im Ausland.

Sie genießt, wie sie mir erzählt, die freundschaftliche Atmosphäre während des Trainings sehr und ist freudig überrascht, als Taya Teferra vom Zentrum der Berliner OROMO-Kolonie (Horn von Afrika) sie als Mitglied der weltweiten Adventisten-Familie begrüßt, der auch er angehört. »Natürlich wusste ich, dass es Adventisten überall gibt, aber dass ich im Berliner Wedding einen Bruder treffe, hatte ich nicht erwartet.« Vor allem diese Begegnung habe ihren Blick geschärft für die ganz unterschiedlichen auch kulturellen Bedingungen, mit denen die Gemeinden vor allem in der Diaspora zu tun haben. Das lässt sie hoffen für die schwierige Arbeit, die zu Hause auf sie wartet, wo kleinere christliche Gruppen

vielfach durch behördliche Gängelerei behindert werden.

»Für die eigenen Rechte und für die Gemeinschaft einzutreten, scheint überwiegend eine Frage für Frauen zu sein«, kommentiert Valentina aus Lettland die Tatsache, dass lediglich ein männlicher Teilnehmer aus Schottland den Weg nach Berlin



Teilnehmer/innen und Referent/innen der URM-Konferenz in Berlin. Angereist waren sie aus Schottland, Lettland, Russland, Rumänien und Deutschland.

gefunden hat. Valentina unterrichtet an einer Grundschule in Barons, nicht weit von der lettischen Hauptstadt Riga entfernt. Seit 2005 ist sie Mitglied der Lutherischen Gemeinde Jaunpils. Sie nimmt am Training in Berlin teil, weil sie sich durch den internationalen Austausch einen Blick hinaus aus der Enge ihrer Gemeindegemeinschaft verspricht. »Mein jüngster Sohn ist an dem Tag geboren, an dem Lettland seine Unabhängigkeit von der Sowjetunion erreichte«, erzählt sie stolz. »Er ist ein Kind der Freiheit.« Heute vermisst sie diesen Freiheitsimpuls im täglichen Umgang miteinander, gerade auch in ihrer Kirche. »Ich habe mich der Gemeinde angeschlossen in dem Glauben, dort etwas von einem spirituel-

len Aufbruch zu erleben, der die Menschen zur sozialen Veränderung ermutigt.« Dass dieser ausbleibt, führt sie auf die lange Geschichte kolonialer Unterdrückung Lettlands zurück, die die Menschen unsicher und vorsichtig gemacht habe.

Valentina hat die anderen Teilnehmerinnen aus Lettland erst kurz vor der Abreise nach Berlin kennen gelernt. Den anderen vier ergeht es ähnlich wie ihr. »Es ist ein großer Gewinn, von der Arbeit und von Projekten zu erfahren, die in unserem eigenen Land


stattfinden, ohne dass wir davon wissen. Auch wenn wir dafür nach Berlin fahren müssen ...«

Das Berliner Training hat die Bedeutung unterstrichen, die europäischen Austauschprogrammen zukommt. Europa wächst von unten! Christliche

» Ich habe mich der Gemeinde angeschlossen in dem Glauben, dort etwas von einem spirituellen Aufbruch zu erleben, der die Menschen zur sozialen Veränderung ermutigt. «

Valentina, Lettland

Gruppen und Gemeinden müssen zueinander finden und sich untereinander bestärken, den Blick über den Tellerrand eigener Beschränkungen in sozialer, kultureller, religiöser und politischer Hinsicht zu wagen. Dies zu ermöglichen, sieht die Gossner Mission als eine ihrer wichtigsten Aufgaben an – auch für die Zukunft.

 Tagungsprogramm und weitere Infos: www.gossner-mission.de

Michael Sturm,
Referent für Gesellschaftsbezogene Dienste





Schulsachen: null Euro

Arme Kinder in Deutschland – Kirche darf nicht wegschauen

Man erfährt es manchmal, wenn ein Kind sagt: »Zur Freizeit kann ich nicht mitkommen.« Und man fragt vorsichtig nach den Gründen, warum das so ist. In der Regel erfährt man es in unseren Kirchengemeinden jedoch nicht. Arme christliche Familien, Familien, die von Sozialgeld leben müssen, verbergen sich – in Kirchengemeinden vielleicht noch mehr als sonst. Es ist der Makel der Armut, der empfunden wird, das Nicht-mithalten-Können! Kinder und Heranwachsende trifft es ganz besonders.

1,9 Millionen Kinder in Deutschland müssen nach den Bestimmungen von »Hartz IV« von Arbeitslosengeld II (ALG II) leben. Beim ALG II gibt es für ein Kind unter 14 Jahren 207 Euro im Monat. Diese 207 Euro teilen sich, wie eine Expertenkommission der Bundesregierung als Richtwert festgesetzt hat, auf viele einzelne Ausgabenpositionen auf.

Pro Monat vorgesehen sind da zum Beispiel:

- 4,40 Euro für Kinderschuhe;
- 0,76 Euro für Spielzeug;
- 0,00 Euro für Schulsachen;
- 76,39 Euro für Essen und Trinken.

Umgerechnet auf den Tag und die Mahlzeiten bleiben 0,55 Euro fürs Frühstück sowie jeweils 0,98 Euro für Mittagessen und Abendessen.

Vielleicht halten Sie diese absurden Zahlen für unglaublich. Sie entsprechen jedoch der behördlichen Wirklichkeit der Expertenkommission, die sie bereits im Jahr 2003 zur Vorbereitung von Hartz IV ermittelte, ohne sie freilich je zu veröffentlichen. Ans Licht gekommen sind die Zahlen durch den Deutschen Paritätischen Wohlfahrtsverband.



Hinter diesen Zahlen verbirgt sich das Schicksal von fast zwei Millionen Kindern. Eine Veränderung ist dringend notwendig.

Was brauchen wir? Vor allem brauchen wir eine Kirche, die nicht wegschaut, sich eindeutig in der Armutsthematik positioniert. Die Gossner Mission hat in zwei Konferenzen in den Jahren 2006 und 2007 Armut und Arbeitslosigkeit zum Thema gemacht. Gemeinsam mit anderen fordern wir seit langem die Anhebung des Sozialgelds um mindestens 20 Prozent, das würde für Kinder eine Erhöhung auf 252 Euro bedeuten. Bedarfsgerecht für Kinder und Heranwachsende ist das nach wie vor nicht. Aber es wäre immerhin ein positives Signal.

In Berlin hat die Gossner Mission gemeinsam mit kirchlichen und gewerkschaftlichen Gruppen unter dem Titel »Kinderarmut – Berlin kann mehr tun« konkrete Vorschläge zur Verbesserung der gesellschaftlichen Teilhabe von armen Kindern formuliert. Eckpunkte sind:

- Lernmittelfreiheit und Übernahme von Schulkosten: Die Lernmittelfreiheit wurde auch in Berlin vor Jahren abgeschafft. Bezieher von Leistungen nach dem SGB II und SGB XII sind davon ausgenommen. Aber: Schulmaterial wie Arbeitshefte, Schreibhefte, Mal- und Schreibzubehör sowie Ausgaben für musisch-kulturelle Schulveranstaltungen, Ausflüge, Arbeitsgemeinschaften und Nachhilfeunterricht werden nicht übernommen.

- Sozialticket und Sozialtarife für Schülerinnen und Schüler: Schülermonatskarten kosten derzeit 26 Euro und die »Geschwisterkarte« 16 Euro. Für viele Eltern sind diese Kosten zu hoch. Das führt dazu, dass oft nur Schulen gewählt werden, die zu Fuß oder mit dem Fahrrad erreicht werden können. Die Freiheit der Wahl der Schule ist damit faktisch außer Kraft gesetzt. Für erwachsene Leistungsbezieher gibt es in Berlin das Sozialticket. Es wird inzwischen von mehr als 130.000 Personen genutzt. Ein solches Ticket sollte auch für Schulkinder aufgelegt werden. Der Preis für ein solches ermäßigtes Sozialticket sollte bei der Hälfte des Preises für das Sozialticket liegen, zurzeit also 16,75 Euro kosten. Auch bei den Ermäßigungsfahrscheinen sollte ein zusätzlicher Sozialtarif für einmalige Fahrten ein-

geführt werden. Wer Bus oder Bahn fährt, muss das bislang an anderer Stelle wieder einsparen.

- »Berlin-Pass« für ermäßigte Eintritte und Teilhabe an Ver- einssport sowie musischen und künstlerischen Bildungsange- boten:

Der Berliner Familien-Pass erlaubt auch einkommensschwachen Familien Preisvorteile bei Freizeitaktivitäten. Das gilt jedoch nur für die Ferienzeit. Für Kinder, die Leistungen nach dem SGB II oder SGB XII erhalten, sollten Eintritte zu Kultur- und Freizeiteinrichtungen auch außerhalb der Ferienzeiten ermäßigt werden.

Am Berliner Beispiel lässt sich zeigen, dass konkrete Verbesserungen vor Ort erreichbar wären, wenn es gelänge, die Vertreter der Anliegen der Kinder und der Familien zusammenzuführen und gemeinsame Handlungsperspektiven zu entwickeln.

Die Gossner Mission möchte zum Thema Kinderarmut in den kommenden Monaten in einen Prozess des Austauschs und gemeinsamen Beratung mit Kirchengemeinden, Gruppen und Organisationen treten. Sie wird zu diesem Zweck vor Ort gehen und bittet Sie herzlich um Ihre Mitarbeit.

Michael Sturm,
Referent Gesellschafts-
bezogene Dienste



Gegen den Geist der Zeit

Alfred Nottrott stritt für Selbstbestimmung des Missionsfeldes in Chotanagpur

Ein Jahr der runden Geburtstage! Die Gossner Mission kann in 2007 den 170. Jahrestag der Erstaussendung ihrer Missionare feiern. Ihr bedeutender Missionar Alfred Nottrott erblickte im gleichen Jahr 1837 das Licht der Welt. Nottrott war von 1888 bis 1912 Präses des Missionsfeldes in Chotanagpur (Indien) und hat sich hier große Verdienste erworben – durch seine Bibelübersetzung und durch das Stärken der Selbstbestimmung der entstehenden Gossner Kirche.

Bei der Betrachtung von Nottrotts Werden und Wirken fällt auf, wie sehr seine Lebensgeschichte von Geburt an mit Missionsgeschichte und Weltgeschichte verbunden war. Er wurde am 19. August 1837 in Gangloffsömmern auf dem Gebiet der Kirchenprovinz Sachsen geboren. Er behielt stets einen leicht thüringischen Akzent, der seine Nähe zur Heimat der Thüringer Landgräfin Elisabeth auf den Ausdruck brachte.

Der Vater Nottrotts war Pfarrer. Als Burschenschafter war er eine Zeitlang Gefangener in der Hausvogtei zu Berlin. Er hatte sich im Widerstand gegen die Politik des Fürsten Metternich verdächtig gemacht. So war es 1824 auch Pastor Johannes Gossner ergangen, der dann ab 1829 an der Bethlehemskirche in Berlin wirkte, ganz in der Nähe der Hausvogtei. Im Jahr 1837 war Gossner 64 Jahre alt und sendete erstmals Missionare aus. Im selben Jahr gründete er das Elisabeth-Krankenhaus, das erste evangelische Krankenhaus Berlins. Die Zwillingschwestern Mission und Diakonie waren zu neuem Leben erweckt.

Mit Nottrotts Leben und Wirken setzt sich das fort. Die erste steinerne Kirche außerhalb von Ranchi im indischen Missionsgebiet von Chotanagpur, die Nottrott 1872 einweihte, und die Missionsstation in Indien, die er als Missionar ab 1867 leitete, erhielten den Namen Elisabeth. Für das »Elisabeth-Krankenhaus« in Ranchi legte Nottrott zudem im Jahr 1902 den Grundstein.

Zurück ins Jahr 1837: Victoria wird zur Königin von England

gekrönt, 39 Jahre später (1876) lässt sie sich zur Kaiserin von Indien ausrufen. Vom Glanz und Elend des Victorianischen Zeitalters umgeben, finden wir auf dem Missionsfeld in Indien Alfred Nottrott. Gegenüber allen imperialen Ansprüchen steht er für eine einheimische indische Volkskirche. Wir finden ihn als streitbaren Vertreter für die Landrechte der Ureinwohner, der Adivasi. Das bringt ihn in Konflikte mit der englischen Ko-



In seiner Zeit als Präses des Missionsfeldes Chotanagpur hat Dr. Alfred Nottrott (Mitte) die Unabhängigkeit der Gossner Kirche vorbereitet. Links neben ihm: sein Nachfolger Johannes Stosch sowie Hanuk Dato Lakra, ab 1919 der erste Adivasi-Kirchenpräsident.



Eine indische Postkarte aus dem Jahre 1913: mit handschriftlichen Weihnachtsgrüßen aus Indien an Missionsdirektor Roterberg in Berlin. Das Porträt zeigt Nottrotts Neffen Karl Wilhelm, ebenfalls Missionar in Indien und verheiratet mit der Missionarstochter Luise Hahn.

lonialmacht. Und auch in Konflikte mit dem zu dieser Zeit deutschnational geprägten Gossner-Kuratorium in Berlin. Nottrotts Vision einer Volkskirche aber ist inspiriert durch Zeugnis und Dienst einheimischer Pastoren und Katechisten und Mitarbeiter aus dem Adivasi-Volk.

Er setzt die Ordination von Nathanael Tuyu durch. Dieser wird der erste Pastor aus dem Adivasi-Volk der Munda. Gemeinsam mit Tuyu gibt Nottrott das erste Gesangbuch mit einheimischen Gesängen heraus. Die Bedeutung der Kirchenmusik für den Gemeindeaufbau erkennend, bringt Nottrott bei seiner Rückkehr aus Deutschland 1897 eine Orgel für die Kirche in Ranchi mit. Sie wird im Februar 1898 eingeweiht.

Gemeindeaufbau heißt für

Nottrott: Selbsterhaltung, Selbstverwaltung und Selbstausbreitung der Gemeinden. Auch die Selbstbestimmung des Missionsfeldes als künftiges Kirchengebiet hat er im Blick. Nach diesen Prinzipien leitet er ab 1888 als Präses die Arbeit der Missionare und die Ausbildung einheimischer Mitarbeiter. Er erkennt bei Visitationen des entstehenden Kirchengebiets in Chotanagpur die verheerende Wirkung der strittig gebliebenen Jesuitenmission sowie der Aufstände von Daud Birza Munda. Dieser wollte im Norden Indiens ein selbstständiges Adivasi-Reich erkämpfen.

Nottrott geht es um die Herrschaft Gottes. Damit dieser ein Raum gegeben werde für Herzen und Hände, bemüht er sich, das Adivasi-Land und das über-

tragene Kirchenland vor den Zugriffen der Mächtigen und Gierigen zu retten. Das Landgesetz von 1908, an dem er mitwirkt, ist äußerst wichtig, als es 1919 darum geht, die Gossner Kirche als selbstständige Kirche zu gründen, mit einer eigenen Verfassung, die 1920 in Kraft tritt.

Als Nottrotts eigentliches Lebenswerk gilt die Übersetzung des Alten und Neuen Testaments in die Adivasi-Sprache des Mundari im Jahr 1911. Ein Denkstein vor der Christuskirche in Ranchi erinnert daran bis heute.

Anfang des Jahres 1913 kehrt Alfred Nottrott vom Missionsfeld in Indien nach Deutschland zurück. Die Gossner Kirche hat ihn stets in ihrem Gedächtnis bewahrt. Und sein Ansehen in Deutschland?

Vor hundert Jahren – zu seinem 70. Geburtstag – erhielt Alfred Nottrott den Ehrendokortitel der Universität Halle/Saale. In der Urkunde von 1907 heißt es: »Er hat sich durch vier Jahrzehnte hindurch als nimmermüder Diener bei der Ausbreitung christlichen Glaubens unter den Heiden bewährt, wozu er zu den Kol-Völkern ausgesandt worden war. Er hat eine Grammatik der Munda-Sprache geschaffen und in diese Sprache die Bibel übersetzt, wobei das Neue Testament schon vollendet und das Alte Testament begonnen wurde, eine Leistung, die bei Fachleuten Anerkennung gefunden hat. Für seine Tätigkeit in Lehre, Organisation und Verwaltung bei der Missionierung der Kol-Völker (der Adivasi, Anmerkung der Red.) erwarb er hervorragende Verdienste.«

In Vorbereitung von Nottrotts 80. Geburtstag schrieb Inspektor Foertsch in der »Biene auf dem Missionsfelde« 1916: »... als Missionar und Christ, als Sprachforscher und Bibelübersetzer, als Führer der Missionare und der Gemeinden hat er Großes geleistet ...«.

Dr. Alfred Nottrott wirkte für die bleibende Verbindung der Gossner Mission und der Gossner Kirche in Indien bis zu seinem Tod. Er wohnte zuletzt in Steinhagen/Westfalen, in der Heimat seiner Frau Elisabeth, und starb im Kreis seiner Familie am 20. Januar 1924, bei seinem Heimgang begleitet von Freunden der Gossner Mission aus ganz Deutschland.

Dr. Klaus Roeber, Kurator der Gossner Mission

Das ganze Leben ein Gesang

Ungeklärte Fragen zum bekannten Gossner-

Kennen Sie das Gossner-Lied? Was für eine Frage. Wenn geht es meist die ersten beiden Strophen lang gut. Man ist Aber dann ...

1) Segne und behüte uns durch deine Güte, Herr, erhebe dein Angesicht über uns und gib uns Licht.

2) Schenk uns deinen Frieden alle Tag hienieden, gib uns deinen guten Geist, der uns stets zu Christus weist.

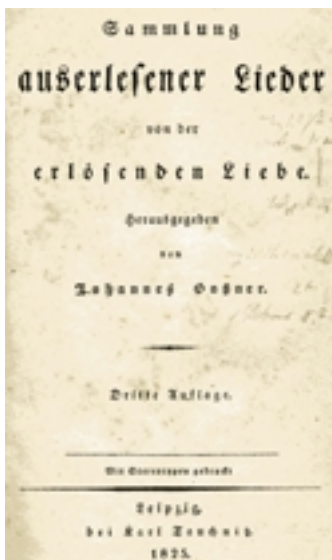
Doch dann in der dritten Strophe entsteht meist eine kleine Peinlichkeit. Man wird unsicher, denn von rechts hört man einen anderen Text als von links und man selbst hat auch noch eine Variante im Kopf. Folglich wer-

den drei Strophenvarianten durcheinander gesungen:

3a) Amen, Amen, Amen. Lobet all´ den Namen unsers Herren Jesus Christ, der der Erst´ und Letzte ist.

3b) Amen, Amen, Amen! Lob und Ehr dem Namen Jesu Christi unsers Herrn, denn er segnet uns so gern!

3c) Weil ich Jesu Schäflein bin freu ich mich nun immerhin der mich liebet, der mich kennt und bei meinem Namen nennt ...



In Gossners Gesangbuch von 1820 findet sich das bekannte „Gossner-Lied“, das heute noch gern gesungen wird, unter der Rubrik „Wechselgesänge“.

– aber wie?

Lied

man es gemeinsam singt,
sich über den Text einig.

Meist wird dann gelächelt. Na ja, das Lied ist ohnehin sehr kurz, so dass man diese kleine Sprachverwirrung im Liede ertragen kann. Die Frage ist nun: Welches ist denn die originale dritte Strophe des Gossner-Liedes? Viele wissen es und sagen: Die mit dem Ersten und Letzten. Die korrekte Antwort aber muss heißen: Keine von den dreien. Denn das Lied hat ursprünglich nur zwei (!) Strophen!

Es findet sich erstmals im Petersburger Gesangbuch. Neben seinem Dienst in der Katharinen-Kirche hatte Johannes E. Gossner in seiner Zeit in Petersburg eine Hausgemeinde um sich versammelt, in der viel gesungen wurde. In der lutherischen und in der Brüdergemeinde in Petersburg, wo Gossner bis 1824 blieb, wurden damals bereits Gesangbücher verwendet. Gossner konnte nun nicht einfach diese Bücher für seine Gemeinde übernehmen. So stellte er 1820 ein eigenes Gesangbuch zusammen: die »Sammlung auserlesener Lieder von der erlösenden Liebe«.

Wir besitzen in unserer Gossner-Bibliothek davon die dritte Auflage. Wenn man darin blättert, findet man viele bekannte Lieder, beispielsweise von Paul Gerhardt oder Teerstegen.

Meist sind die Texte dieser Lieder leicht abgewandelt, wie es für die Zeit der Aufklärung üblich war. In der Rubrik »Wechselgesänge« des alten Liederbuches wurde nun das Segenslied Gossners das erste Mal abgedruckt. Und da finden sich zwei Überraschungen.

Die erste: Unter dem Lied fehlt eine Angabe zum Textdichter. Ist das Lied tatsächlich von unserem Missionsgründer



»Wisse, dass dein ganzes Leben ein Gesang ist, ein Festgesang, ein Psalm und Lied auf deinen Erbarmen ... «

Johannes E. Gossner

Johannes E. Gossner? Bei vielen anderen Liedern des Buches ist ebenfalls kein Autor angegeben. Ist dieses Lied von ihm, dann müssten die vielen namenlosen Lieder in dem Gesangbuch auch von ihm sein. Das ist aber eher unwahrscheinlich. Die Tatsache, dass dieses Lied in dem Petersburger Gesangbuch das erste Mal gedruckt wird, sagt genau genommen noch nichts darüber aus, dass es tatsächlich von Gossner ist. Und der Zweifel nicht genug: Es ist überliefert, Gossner habe gedichtet. Aber es findet sich keine zuverlässige Nachricht, dass er dieses Lied geschrieben hat.

Die zweite Überraschung: Das Lied hat zwei Strophen, nämlich jene, bei denen man sich beim Singen sicher wähnt. Zwei der vermeintlichen dritten Strophen, die viele für ursprünglich

halten, sind einfach einem Lied entnommen, das damals in dem Buch dem Gossnerschen Lied folgend abgedruckt war.

Wahrscheinlich sind diese Strophen der verschiedenen Lieder in der Tradition zusammengekommen, weil sie nach derselben Melodie zu singen sind. Gossner empfiehlt zum Gesang des Segensliedes eine schöne Aufführungspraxis der beiden Lieder: Prediger und

Gemeinde sollen sich abwechseln. Damit erhält der Segensgedanke einen tiefen Ausdruck. Der Segen spricht den Wunsch um Gottes persönliches Wirken aus. Im Liede sollte dies wechselseitig singend geschehen. Man spricht sich Gottes Gnade nicht selbst zu. Auch der Prediger ist darauf angewiesen, dass sie ihm zugesagt wird. Nur so wird der Segen im Leben wirksam und dasselbe ein Lobgesang auf Gott. So schreibt Gossner im Vorwort des Liederbuches: »Wisse, dass dein ganzes Leben ein Gesang ist, ein Festgesang, ein Psalm und Lied auf deinen Erbarmen ...«

Pfr. Dr. Ulrich Schöntube,
Direktor

Personen

Bixel Tirkey: Wichtiger Nachlass zur Adivasi-Kultur

Die Gossner Mission gedenkt des indischen Pfarrers Dr. Christopher Augustus Bixel Tirkey, der im Frühjahr im Alter von 76 Jahren in Ranchi verstarb. Bixel Tirkey war fünf Jahre lang Präsident der Gossner Kirche und als solcher in den 70er und 80er Jahren mehrfach in Deutschland zu Gast. Er lehrte als Religionswissenschaftler u. a. am Gossner Theological College in Ranchi. Insgesamt 25 Jahre lang betreute er wissenschaftliche Arbeiten und examinierte junge Wissenschaftler in Hindi und Englisch. Auch war er Generalsekretär von Vikas Maitri, einem sozial-diakonischen Verband Indiens. Sein wissenschaftlicher Nachlass ist von großem Interesse für die Erforschung der Kultur und Religion der Adivasi-Völker. Tirkeys Vorname Bixel geht auf den Berliner Pfarrer Carl Büchsel zurück, der als Nachfolger von Johannes E. Gossner ab 1858 der Gossner Mission vorstand.


Tipps und Treffs

Indien in Lippe: Gossner Mission ist dabei

»Indien in Lippe« heißt eine dreitägige Veranstaltung in Bad Meinberg, an der sich die Gossner Mission und der Lippische Freundeskreis beteiligen: am Wochenende, 31. August bis 2. September. Im Kurgastzentrum




der Stadt wird unter dem Titel »Khoval und Sohrai« eine Ausstellung von Adivasi-Kunstwerken zu sehen sein. Entstanden sind die Bilder in Hazaribagh im Norden Indiens. Dort bemalen die Frauen nach dem jährlichen Monsun ihre Lehmhäuser mit traditionellen Motiven. Aufgrund des Kohlebergbaus müssen viele Adivasi jedoch ihre Häuser und Dörfer aufgeben, daher haben einige Frauen ihre Malereien nun auf Papier gebracht. Außerdem im »Gossner-Programm«: eine ökumenische Andacht am Samstag um 11 Uhr vor der Konzertmuschel im Kurpark sowie ein Info- und Verkaufstand im Kurgastzentrum. Hier finden zudem am Samstag um 10 und um 15.30 Uhr kritische Gespräche über den Hinduismus statt: mit Dieter Hecker.

 Mehr Infos:
www.indieninlippe.de
oder www.gossner-mission.de/aktuell.html

Indische Gäste bei Seminar und in Gemeinden

Vier Gäste aus Indien werden vom 25. September bis 22. Okto-

ber die Gossner Mission und zahlreiche Gemeinden, Gruppen und Einrichtungen in Deutschland besuchen. Mit dabei von der Gossner Kirche: der Leitende Bischof, Bischof Nelson Lakra, von seinen früheren Besuchen vielen Gossner-Freunden bekannt, und Bischof Hemron, der Leiter der Missionsarbeit und Missionsakademie in Ranchi. Begleitet werden die beiden von zwei Widerstandskämpfern aus dem Koel-Karo-Gebiet. Alle vier Gäste werden am Freitag/Samstag, 28./29. September, an einem Adivasi-Seminar in Berlin teilnehmen.

 Detailliertes Besuchsprogramm und Infos zum Adivasi-Seminar:
www.gossner-mission.de/aktuell.html oder
Tel. (0 30) 2 43 44 57 50


Missionsfest mit Bischöfen Lakra und Hemrom

»Heil und Heilung aus christlicher Sicht«: So lautet das Thema des Ökumene- und Missionsfestes der Lippischen Landeskirche am Sonntag, 21. Oktober, in Bad Meinberg. Dazu eingeladen ist auch




die Gossner Mission, die sich u. a. mit einem Info-Stand präsentieren wird. Zudem werden Bischof Lakra (Foto) und Bischof Hemrom von der indischen Gossner Kirche an einer Arbeitsgruppe zum Thema »Heilung und Gebet um Heilung in der

Praxis unserer Partnerkirchen« teilnehmen.

 www.lippische-landeskirche.de

Kurz und bündig: Infos per E-mail

Aktuell, kurz, bündig: So informiert der neue »newsletter« der Gossner Mission interessierte Gossner-Freundinnen und Freunde per E-mail. Der newsletter ist damit eine Ergänzung zu unserer Zeitschrift, die vier Mal im Jahr erscheint, und zur Homepage, die gerade überarbeitet wird und bald ein neues Gesicht erhalten soll. Möchten auch Sie künftig noch aktueller informiert werden? Dann schreiben Sie uns eine E-mail mit dem Stichwort »newsletter«. Wir nehmen Sie gern in unseren Verteiler auf.

 Für den newsletter E-Mail an: jutta.klimmt@gossner-mission.de

Mit Gottesdienst an die Erstaussendung erinnert

Zum Gedenkgottesdienst lud die Gossner Mission am 8. Juli in die Ev.-ref. Bethlehems-gemeinde nach Berlin-Neukölln ein. Anlass war die Aussendung der ersten Gossner-Missionare vor 170 Jahren. Damals sandte Pfarrer Johannes E. Gossner in der Berliner Bethlehemskirche zwölf Männer, vor allem Handwerker, aus, die ein knappes Jahr später in Australien eintrafen. Daran erinnerte Direktor Pfarrer



Dr. Ulrich Schöntube im Gottesdienst. Anschließend kamen Gossner-Freunde und Gemeindeglieder im Pfarrgarten zusammen, um auf das Jubiläum anzustoßen und ins Gespräch zu kommen. (Foto)

Ministerin nahm auf der Schulbank Platz

Mit einer ungewöhnlichen Standgestaltung überraschte beim Kirchentag in Köln die »Kooperation Weltmission«, der die Gossner Mission angehört. Wie in den Jahren zuvor nahm die Kooperation das Kirchentagsmotto (»lebendig und kräftig und schärfer«) als Herausforderung an und zeigte am Stand, welche Bedeutung die Worte »lebendig« und



»kräftig« und »schärfer« im Zusammenhang mit Mission haben. Zahlreiche Kirchentagsbesucher ließen sich ins Gespräch ziehen

und warfen gern einen Blick »hinter die Missionskulissen«. Von der Marktleitung wurde der Stand auf die Liste »der interessantesten Stände« gesetzt, und auch viele prominente Gäste schauten herein, u. a. der Vizepräsident des Deutschen Bundestages, Wolfgang Thierse. Bundesministerin Heidemarie Wieczorek-Zeul ließ sich auf der Schulbank am Stand nieder und versuchte, ihren Namen in koreanischen Schriftzeichen zu schreiben.

Impressum

Die Zeitschrift »Gossner Mission Information« erscheint viermal pro Jahr.

Auflage: 6000 Exemplare.

Redaktion:

Jutta Klimmt

Layout:

Jutta Klimmt, Henrik Weinhold

Satz:

Henrik Weinhold

www.webundprint.com

Gesamtherstellung:

Digital Media Production, 12435 Berlin

Herausgeber:

Gossner Mission

Georgenkirchstr. 69-70

10249 Berlin

Tel.: (0 30) 2 43 44 57 50

Fax: (0 30) 2 43 44 57 52

e-mail: mail@gossner-mission.de

Internet: www.gossner-mission.de

Bankverbindung:

EDG Kiel (Filiale Berlin)

BLZ 210 602 37, Konto 139 300

Fotos:

Hecker, Dieter: Seite 4, 6-8, 9, 30 (1)

Klimmt, Jutta: Seite 5, 11, 31, 32

Röhrig, Peter: Seite 17

Schmelter, Wolf-Dieter: 21

Thomas, Jens-Uwe: Seite 12-13

und Archiv der Gossner Mission

Wir bedanken uns für die Fotos auf Seite 1

und Seite 24 bei: »United Mission to

Nepal« und »Die Arche«, Berlin

A 4990 F
Gossner Mission
Georgenkirchstr. 69-70
10249 Berlin

Eine Brücke in die Zukunft

Wer nicht lesen und schreiben kann, hat keine Chance, jemals aus der Armut herauszufinden.

In Indien besteht zwar Schulpflicht – aber nur auf dem Papier. Die Realität sieht anders aus. In den abgelegenen Regionen gibt es viel zu wenig Schulen, und an den wenigen Schulen zu wenig Lehrer, die bereit sind, fernab der Zivilisation zu leben und zu arbeiten. Und die Menschen hier sind so arm, dass sie ihre Kinder lieber aufs Feld schicken.

Die Gossner Kirche will helfen. »Brückenschulen« mit Verpflegung und Internat sollen den Spaß am Lernen wecken, den Eltern entgegenkommen und den Weg in eine »höhere« Schulbildung ebnen. Um diese Ziele zu erreichen, hat die Gossner Kirche eine Kooperation mit der indischen Entwicklungsgesellschaft WIDA begonnen. Bald soll in Assam die erste gemeinsame Brückenschule stehen.

- **10 Euro** monatlich kosten Unterkunft, Verpflegung, Bücher und Gesundheitsvorsorge eines Kindes an der Brückenschule
- **70 Euro** monatlich beträgt das Gehalt eines Lehrers

Wir bitten Sie: Helfen Sie mit beim Kampf gegen Kinderarmut in Indien.

Unser Spendenkonto:

Gossner Mission
EDG Kiel, BLZ 210 602 37
Konto 139 300

Kennwort: Brückenschule

Projekt

